

Penelope Fitzgerald

it

*Frühlings-
anfang*

Roman

Frühlingsanfang in Moskau, 1913. Nelly Reid, treusorgende Ehefrau und liebevolle Mutter dreier Kinder, verläßt ihren Mann Frank völlig unerwartet und kehrt nach England zurück, die Kinder bleiben bei ihrem Vater. Der sieht sich vor ungewohnte Herausforderungen gestellt: Er muß sich nicht nur um seine Firma kümmern, sondern auch um den Haushalt und den Nachwuchs ... Da tritt Lisa Iwanowna in Franks Leben, eine junge, gut aussehende Frau vom Lande. Aber ist sie wirklich so naiv, wie sie scheint? Und welche Rolle spielt Franks Buchhalter, Selwyn Crane, der sich so offensichtlich bemüht, die beiden zusammenzubringen?

»Die Stärken dieser Autorin sind ihre behutsame, frappierend genaue Milieuzzeichnung und ihr lakonischer Wortwitz. Penelope Fitzgeralds Bücher bieten ein Lesevergnügen der besonderen Art: Ganz unaufgeregt, nachdenklich und wehmütig zeigen sie eine einfache Wahrheit: Das Alltägliche, das Allzumenschliche entwickelt oft famosen Witz.« *Der Spiegel*

Penelope Fitzgerald (1916-2000) studierte in Oxford, war während des Zweiten Weltkrieges Mitarbeiterin bei der BBC und später Dozentin u. a. an der Queen's Gate School in London, außerdem arbeitete sie einige Jahre in einer Buchhandlung in Southwold, Suffolk. Sie gehört zu den wichtigsten englischen Autoren nach 1945. 1979 wurde sie mit dem renommierten Man Booker Prize und 1998 als erste nichtamerikanische Autorin mit dem amerikanischen National Book Critics Circle Award for Fiction ausgezeichnet.

Im Insel Taschenbuch liegen außerdem vor: *Die Buchhandlung* (it 4346); *Ein Hausboot auf der Themse* (it 4457); *Das College* (it 4585)

insel taschenbuch 4626
Penelope Fitzgerald
Frühlingsanfang



Penelope Fitzgerald Frühlingsanfang

Roman

Aus dem Englischen von
Christa Krüger

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel *Beginning of Spring*
bei HarperCollins Publishers, London

Erste Auflage 2018

insel taschenbuch 4626

© dieser Ausgabe: Insel Verlag Berlin 2018

Für die deutsche Übersetzung:

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1991

Für den Originaltext: © Penelope Fitzgerald 1988

Für die biographische Notiz: © Hermione Lee 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Umschlagfoto: Max Ryazanov, Getty Images, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36326-2

Frühlingsanfang

1913 kostete die Bahnfahrt von Moskau nach Charing Cross, mit Umsteigen in Warschau, vierzehn Pfund, sechs Schilling, drei Pence und dauerte zweieinhalb Tage. Im März 1913 unternahm Nellie, Frank Reids Frau, diese Fahrt. Sie brach von ihrer Wohnung in der Lipkastraße 22 im Stadtteil Kamovniki auf; die drei Kinder, Dolly, Ben und Anuschka, nahm sie mit. Anuschka (oder Annie) war zweidreiviertel und auf dem besten Wege, ein noch schlimmerer Quälgeist zu werden als die beiden anderen. Dunjascha, das Kindermädchen, das sich in der Lipkastraße 22 um die drei kümmerte, kam trotzdem nicht mit auf die Reise.

Dunjascha war wohl eingeweiht, Frank Reid aber wußte von nichts. Erst als er aus der Druckerei nach Hause kam, erfuhr er durch einen Brief von der Reise. Diesen Brief habe ein Bote abgegeben, erklärte ihm der Diener Toma.

»Wo ist der Bote jetzt?« fragte Frank und nahm den Brief. Er trug Nellies Schrift.

»Wieder an die Arbeit gegangen. Er gehört zum Boten-Artel und darf sich nirgends ausruhen.«

Frank ging daraufhin schnurstracks durch die rechtsseitigen Hinterzimmer in die Küche, wo er auch wirklich den Boten beim Tee mit der Köchin und der Küchenhilfe fand; die rote Botenmütze lag auf dem Tisch.

»Woher hast du den Brief?«

»Man hat mich herbestellt«, sagte der Bote und stand auf, »und mir den Brief gegeben.«

»Von wem hast du ihn?«

»Von Ihrer Frau, Elena Karlovna Reid.«

»Dies ist mein Haus, und ich wohne hier. Wozu brauchte sie einen Boten?«

Inzwischen hatten sich alle in der Küche versammelt: der

Schuhputzjunge, genannt Kleiner Kosake, die Waschfrau, die heute ihren wöchentlichen Washtag bei Reids hatte, das Dienstmädchen und Toma. »Er hätte den Brief in Ihr Büro bringen sollen«, sagte Toma, »aber Sie waren früher zu Hause als sonst und kamen ihm zuvor.«

Frank war in Moskau geboren und aufgewachsen; von Natur aus friedlich und zurückhaltend, wußte er doch, daß er ab und zu im Leben theatralisch werden mußte. Er setzte sich also ans Fenster, obwohl es um vier Uhr schon dunkel war, und öffnete den Brief vor aller Augen. Zwei, drei Briefe hatte er seit seiner Heirat von Nellie bekommen; an mehr konnte er sich nicht erinnern. Schreiben war nicht nötig gewesen; getrennt waren sie kaum je, und sie redete sowieso ziemlich viel. In letzter Zeit vielleicht nicht mehr ganz soviel.

Er las, so langsam er konnte, aber sie hatte nur ein paar Zeilen geschrieben, eine Mitteilung, daß sie abgereist war. Von einer Rückkehr nach Moskau stand nichts da, und er schloß daraus, daß sie ihm nicht hatte sagen wollen, was eigentlich los war, vor allem, weil sie ganz unten auf die Seite geschrieben hatte, sie sage dies ohne Bitterkeit und wünsche, er nehme es auch so auf. Dann las er noch etwas wie: bleib gesund.

Alle standen da und beobachteten ihn schweigend. Frank wollte sie nicht enttäuschen, also faltete er das Blatt Papier sorgfältig wieder zusammen und steckte es in den Umschlag zurück. Er sah aus dem Fenster auf den dunklen Hof, wo der Holzstapel für den Winter jetzt zu drei Vierteln abgetragen war. Jenseits des Gartenzauns schimmerten hier und da die Öllampen der Nachbarn. Frank hatte in Verhandlungen mit der Moskauer Elektrizitätsgesellschaft erreicht, daß sein Haus mit 25-Watt-Birnen beleuchtet wurde.

»Elena Karlovna ist abgereist«, sagte er, »die Kinder hat

sie mitgenommen, für wie lange, weiß ich nicht. Sie hat mir nicht gesagt, wann sie wiederkommt.«

Die Frauen fingen an zu weinen. Bestimmt hatten sie Nellie beim Packen geholfen und sich dabei die Winterkleider schenken lassen, die nicht mehr in die Koffer paßten, aber diese Tränen waren echt und der Kummer nicht gespielt.

Der Bote stand immer noch da, die rote Mütze in der Hand. »Hast du dein Geld schon bekommen?« fragte ihn Frank. Der Junge verneinte. Die Mitglieder des Artels wurden nach einem festen Satz bezahlt, der zwischen zwanzig und vierzig Kopeken lag, aber es war fraglich, ob er überhaupt etwas verdient hatte. Nun kam der Hausmeister in die Küche, in einer Wolke von Öl und Sägemehl, und brachte den unverkennbaren Geruch von Kälte mit herein. Ihm mußte alles noch einmal von vorn erklärt werden, obwohl nur er Nellies Gepäck aufgeladen haben konnte.

»Bringt mir Tee ins Wohnzimmer«, sagte Frank. Dem Boten gab er dreißig Kopeken. »Essen um sechs, wie immer.« Er erstickte fast bei dem Gedanken, daß die Kinder nicht da waren, daß Dolly und Ben nicht aus der Schule kommen würden und daß keine Annuschka im Haus herumliefe. Am Morgen hatte er noch drei Kinder, jetzt hatte er keines. Wie sehr ihm Nellie fehlen würde, wie sehr sie ihm jetzt schon fehlte, wußte er im Augenblick nicht zu sagen. Das schob er beiseite; wie es auf ihn wirkte, wollte er später bedenken. Sie hatten eine Reise nach England erwogen, weshalb Frank die Ausreisepapiere der Familie bei der Lokalpolizei und im Polizeipräsidium in Ordnung gebracht hatte. Sollte die Polizei Nellie etwas eingeredet haben, als sie ihren Paß unterschrieb? Aber wann hatte Nellie sich je etwas einreden lassen?

Die Firma Reid, die Franks Vater um 1870 in Moskau gegründet hatte, importierte und montierte zunächst Druck-

maschinen. Eine kleine Druckerei lief damals nur nebenher. Inzwischen lebte Frank fast ausschließlich von diesem Druckereibetrieb. Mit der Montagefirma war nichts mehr anzufangen, die Konkurrenz der Deutschen und des direkten Importgeschäftes war zu hart. Aber die Druckerei warf genug ab, und Frank hatte einen einigermaßen vernünftigen Geschäftsführer. Das Wort vernünftig paßte allerdings genaugenommen nicht so ganz auf Selwyn. Er hatte keine Frau und anscheinend keine Sorgen, war Tolstoj-Jünger, nach dessen Tod in verstärktem Maß, und er schrieb Gedichte in russischer Sprache. In Franks Vorstellung handelten russische Gedichte von Birkenbäumen und Schnee, und in den letzten Versproben, die Selwyn ihm vorgelesen hatte, tauchten Birken und Schnee auch ziemlich oft auf.

Frank ging zum Telefon, drehte die Kurbel zweimal und verlangte die Nummer der Reid-Druckerei. Inzwischen kam Toma mit dem Samowar, dem kleinen, der ihm groß genug für den Hausherrn schien, jetzt, wo er ganz allein war. Der Samowar fing gerade an zu kochen und gab ein leichtes, einladendes Summen von sich.

»Was sollen wir mit den Kinderzimmern machen, Herr?« fragte Toma mit leiser Stimme.

»Macht die Türen zu und laßt die Zimmer, wie sie sind. Wo ist Dunjascha?«

Frank wußte, daß sie sich irgendwo im Haus aufhielt, aber in Deckung blieb, wie ein Rebhuhn in der Ackerfurche, um sich Vorwürfen zu entziehen.

»Dunjascha möchte Sie sprechen. Was soll sie denn arbeiten, jetzt, wo die Kinder weg sind?«

»Sag ihr, das soll sie nur mir überlassen.« Frank merkte, daß er sich anhörte wie ein launenhafter Herr über Leibeigene. Aber hatte er ihnen denn je ernsthaft Grund zur Sorge um ihre Arbeitsplätze gegeben?

Das Telefongespräch kam durch, und Selwyns helle, nachdenkliche Stimme antwortete russisch: »Ich höre.«

»Ich wollte dich heute nachmittag eigentlich nicht stören, aber es ist etwas geschehen, was ich so nicht erwartet hätte.«

»Du klingst nicht wie sonst, Frank. Sag mir, was ist dir widerfahren? Freude oder Kummer?«

»Ich würde sagen, ein ziemlicher Schock. Also Kummer, wenn es eins von beiden sein soll.«

Toma kam einen Augenblick in die Diele, sagte etwas von Änderungen, die man machen müsse, und zog sich wieder in die Küche zurück. Frank sprach weiter: »Selwyn, es ist etwas mit Nellie. Sie ist nach England zurückgefahren, nehme ich jedenfalls an, und die Kinder hat sie mitgenommen.«

»Alle drei?«

»Ja.«

»Aber vielleicht möchte sie zu Besuch ...« Selwyn stockte und suchte nach Worten, als falle es ihm schwer, die richtigen Bezeichnungen für normale menschliche Beziehungen zu finden, »könnte es nicht sein, daß man seine Mutter besuchen möchte?«

»Sie hat nicht ein Wort darüber verloren. Jedenfalls war ihre Mutter schon tot, bevor ich Nellie kennenlernte.«

»Und ihr Vater?«

»Sie hat nur noch ihren Bruder. Und der wohnt da, wo er immer war, in Norbury.«

»In Norbury, Frank, und dann noch als Waise!«

»Also, eine Waise bin ich schließlich auch, und du genauso.«

»Ja, aber ich bin zweiundfünfzig.«

Selwyn hatte einen Rest gesunden Menschenverstand, der sich regte, wenn er arbeitete, und überraschenderweise gelegentlich auch dann, wenn man die Hoffnung darauf

schon fast aufgegeben hatte. Er sagte: »Ich brauche nicht mehr lange. Ich gehe die Lohnliste durch und vergleiche sie mit dem, was die Buchhalter wirklich auszahlen. Du hast erklärt, du wolltest, daß das häufiger geprüft wird.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Wenn wir fertig sind, laß uns doch zusammen essen, Frank. Ich mag mir nicht vorstellen, wie du da sitzt und auf einen leeren Stuhl starrst. Essen bei mir zu Hause, sehr bescheiden, nicht in der seelenlosen Umgebung eines Restaurants.«

»Danke, aber das möchte ich nicht. Ich komme dann morgen, wie immer, ungefähr um acht Uhr.«

Er hängte die Sprechmuschel wieder an ihren Messinghaken und ging durchs Haus, es war jetzt ganz still; nur aus der Küche drang gedämpft das an- und abschwellende Geräusch von Stimmen, der vertraute Ton einer munteren Unterhaltung, ab und zu war ein Laut zu hören, als breche jemand in Schluchzen aus. Das Haus – baufällig nach Franks Maßstäben – war geräumig; es hatte zwei Stockwerke, das untere aus Stein, das obere aus Holz. Der riesige Ofen, mit weißen Kacheln aus der Presnaja umkleidet, heizte das ganze untere Stockwerk. Draußen zog sich in der Gegend der Moskva-Schleife ein seltsamer grellgelber Streifen über den schiefergrauen Himmel.

Jemand war an der Haustür, und Toma führte Selwyn Crane herein. Obwohl Frank ihn fast jeden Tag in der Druckerei sah, vergaß er immer wieder, daß Selwyn für einen englischen Geschäftsmann sehr ungewöhnlich aussah; erst in anderer Umgebung fiel es ihm wieder auf. Er war lang und dünn – das war Frank auch, aber Selwyn mit seinem freundlichen Lächeln, dem ernstesten suchenden Blick, immer etwas abwesend, sah aus, als sei er vor lauter Entrücktheit und Weltferne bis zur Durchsichtigkeit abgemagert. Er trug eine Art schwarzen Gehrock, dazu Hosen aus eng-

lischem Tweed, die dem Moskauer Schneider zu kurz geraten waren, außerdem eine hochgeschlossene russische Bauernbluse, einen Tribut, den er dem Andenken an Lev Nikolajewitsch Tolstoj zollte. In dem warmen Zimmer warf er den Gehrock ab – Damen waren nicht anwesend – und stand nun in der grobgewebten Bluse da, die in Falten um seine spitzen Knochen hing.

»Hier bin ich, mein Guter. Nach solchen Nachrichten konnte ich dich doch nicht allein lassen.«

»Wäre mir aber lieber gewesen«, sagte Frank. »Nimm's mir nicht übel, daß ich es so offen sage. Ich wäre lieber für mich geblieben.«

»Ich bin mit der vierundzwanziger Trambahn gekommen«, sagte Selwyn, »ich hatte Glück; sie kam fast sofort. Ich bleibe nicht lange; du kannst ganz unbesorgt sein. Mir ist am Schreibtisch ein Gedanke gekommen, und ich wußte sofort, daß er ein Trost für dich sein kann. Ich bin gleich aufgestanden und zur Straßenbahnhaltestelle gegangen. Am Telefon kann man solche Dinge nicht bereden, Frank.«

Frank saß ihm gegenüber und stützte den Kopf in die Hände. Er konnte nichts weniger ertragen als entschlossene Selbstlosigkeit. Aber Selwyn schien dadurch ermutigt.

»Das ist die Haltung eines reuigen Sünders, Frank. Das muß nicht sein. Sünder sind wir allzumal. Der Gedanke, der mir kam, hatte nichts mit Schuld zu tun, sondern mit Verlust. Stellen wir uns den Verlust als eine Form von Armut vor. Nun ist aber Armut oder das, was die Welt Armut nennt, kein Grund zum Bedauern, sondern zur Freude.«

»Nein, Selwyn, so ist es nicht«, sagte Frank.

»Lev Nikolajewitsch versuchte, all seinen Besitz wegzugeben.«

»Aber damit wollte er die Bauern reicher machen, nicht sich selbst ärmer.« Tolstojs Moskauer Besitz war nur ungefähr einen Kilometer von der Lipkastraße entfernt. In sei-

nem Testament hatte er ihn den Bauern vermacht, die seitdem unaufhörlich die Bäume auf dem Grundstück fällten, um schnell zu Geld zu kommen. Sie arbeiteten sogar nachts im Schein von Paraffinfackeln.

Selwyn beugte sich vor, die großen braunen Augen höchst konzentriert und leuchtend vor liebevoller Neugier und gutem Willen.

»Frank, laß uns im Sommer zusammen auf Wanderschaft gehen. Ich kenne dich gut, aber in der klaren Luft, in den Wiesen und Wäldern werde ich dich bestimmt noch besser kennenlernen. Du hast Mut, Frank, aber ich glaube, du hast keine Phantasie.«

»Selwyn, verschone mich heute abend mit Seelenzergliederung! Ehrlich gesagt, dazu fühle ich mich nicht in der Lage.«

In der Diele erschien erneut Toma, um Selwyn in seinen ärmellosen zottigen Schafspelz zu helfen. Frank sagte noch einmal, daß er zur üblichen Zeit in die Druckerei kommen werde. Sobald die Außentür zu war, begann Toma zu lamentieren, daß Selwyn Osipitsch gar keinen Tee genommen habe, nicht einmal ein Glas Mineralwasser.

»Er kam nur auf einen Moment.«

»Das ist ein guter Mensch, Herr, immer unterwegs von einem Ort zum anderen, immer auf der Suche nach Not und Verzweiflung.«

»Nun, hier hat er keins von beiden gefunden«, sagte Frank.

»Vielleicht hat er Ihnen eine Nachricht von der gnädigen Frau gebracht, Herr.«

»Das hätte sein können, wenn er im Bahnhof arbeiten würde, aber das tut er nicht. Sie hat den Zug nach Berlin genommen, und mehr ist dazu nicht zu sagen.«

»Gott ist nicht ohne Barmherzigkeit«, sagte Toma unbestimmt.

»Toma, als du vor drei Jahren hierherkamst, in dem Jahr, in dem Annuschka geboren wurde, da hast du mir erzählt, du seist ein Ungläubiger.«

Tomas Gesicht entspannte sich und zeigte jene Falten zähen Wohlwollens, die eine Vorankündigung von Stunden uferloser Diskussion waren.

»Kein Ungläubiger, Herr, sondern ein Freidenker. Vielleicht haben Sie nie über den Unterschied nachgedacht. Als Freidenker kann ich glauben, was ich will und wann ich will. Ich kann Sie in Ihrer traurigen Lage heute abend dem Schutz Gottes anvertrauen, selbst wenn ich morgen früh nicht glaube, daß es ihn gibt. Als Ungläubiger wäre ich verpflichtet, nicht zu glauben, und das wäre eine unzulässige Einschränkung meiner Gedanken.«

Dann stellte sich heraus, daß Selwyns Aktentasche, eigentlich eine Notenmappe, vollgestopft mit Papieren und hart geworden vom Regen vieler Jahreszeiten an vielen Trambahnhaltestellen, auf der Bank unter dem Kleiderständer liegengeblieben war, dort, wo die Filzstiefel in einer Reihe standen. Das war schon oft vorgekommen, und der vertraute Anblick der vergessenen Aktentasche hatte etwas Tröstliches.

»Ich nehme sie morgen früh mit«, sagte Frank. »Paß auf, daß ich es nicht vergesse.«

Noch vor wenigen Jahren war das erste, was man morgens in Moskau hörte, das Stampfen der Kühe, die aus Ställen und Hinterhöfen kamen und sich ihren Weg zwischen den Pferdebahnen durch zu ihrem Sammelplatz am Rand von Kamovniki suchten; von dort aus wurden sie von dem städtischen Kuhhirten zu den Weiden getrieben oder im Winter durch die Dunkelheit zu den Heustadeln in der Vorstadt geführt. Nachdem die Straßenbahnen elektrifiziert waren, verschwanden die Kühe. Nun kam der erste Laut am Morgen von den Trambahnen, von fünf Uhr an; außerdem tönnten noch die Kirchenglocken. Im Februar war beides nicht zu hören; die doppelten inneren und äußeren Fenster waren seit den letzten Oktobertagen fest versiegelt und hielten das Haus warm und taub.

Frank stand auf, entschlossen, jetzt in Angriff zu nehmen, was er schon am Abend zuvor hätte tun können, aber noch unterlassen hatte in der Hoffnung, es werde sich als unnötig erweisen: das Aufgeben der Telegramme. Irgendwann würde er wohl auch zum Büro der englischen Gemeinde gehen und Cecil Graham, den Pfarrer, aufsuchen müssen; Graham selbst würde vor lauter Verlegenheit kaum etwas sagen; das war sicher. Der Besuch beim Pfarrer hieß aber auch, daß er Mrs. Graham Rede und Antwort stehen müsse; in Wirklichkeit empfing nämlich sie die Besucher und besorgte das Reden. Vielleicht ließ sich der Besuch im Pfarrbüro noch einen oder zwei Tage aufschieben.

Um Viertel vor sieben klingelte das Telefon: Die beiden Kupferglöckchen, die über einem kleinen Schreibtisch angebracht waren, schlugen schnarrend an. Der Anrufer war der Stationsvorsteher vom Alexanderbahnhof. Frank kannte ihn recht gut.

»Frank Albertowitsch, hier hat es ein Versehen gegeben. Sie müssen sofort zum Aufsammeln kommen oder eine verantwortungsbewußte, zuverlässige Person schicken.«

»Was denn aufsammeln?«

Der Stationsvorsteher erklärte, die drei Kinder seien in seinem Bahnhof in Verwahrung, sie seien aus Moschajsk mit dem Mitternachtszug von Berlin gekommen.

»Sie haben einen Kleiderkorb bei sich.«

»Sind sie denn allein?«

»Ja, aber meine Frau kümmert sich im Bahnhofscafé um sie.«

Frank hatte den Mantel schon angezogen. Er ging die Lipkastraße entlang, um einen Schlittenkutscher zu finden, der gerade mit der Arbeit anfing und nicht von einer langen Arbeitsnacht betrunken, halbbetrunken, dauertrunken oder nur *podvypevchye* – mit einem kleinen Schwips – zurückkam. Er brauchte auch ein geduldig aussehendes Pferd. An der Straßenecke hielt er einen Kutscher an; im Lampenlicht konnte er über hochgeschlagenem Kragen ein kleines Stück von einem resignierten, fleckigen Gesicht erkennen.

»Alexanderbahnhof.«

»Brester Bahnhof«, sagte der Kutscher, der offenbar den alten Namen nicht aufgeben wollte. Das wirkte alles in allem beruhigend.

»Wenn wir da sind, wirst du warten müssen, wie lange, weiß ich allerdings nicht.«

»Gepäck?«

»Drei Kinder und ein Kleiderkorb. Ich weiß nicht, was sonst noch.«

Das Pferd bewegte sich vorsichtig durch den Schnee, kletterte mühsam die Novinskaja hoch und bog dann von allein in die Presnaja ein. Diesen Weg war es gewohnt, weil der Hügel steil war und deshalb bergauf und bergab ein hö-

herer Fahrpreis verlangt werden konnte; aber der schnellste Weg zum Bahnhof war es nicht.

»Dreh um«, sagte Frank, »nimm den anderen Weg.«

Der Kutscher zeigte sich nicht überrascht, sondern wendete mitten auf der Straße, schob dabei den gefrorenen Schnee zu grauen Furchen zusammen. Das Pferd kam aus dem Takt, strengte sich an, stellte die Beine über Kreuz und bewegte sich weiter mit der Unbeholfenheit einer Kreatur, die aus ihrer Gewohnheit gerissen wird. In seinen Eingeweiden grummelte es, und das Tier hustete und klang wie eine defekte Maschine, nicht wie ein Pferd. Als es sich wieder beruhigt hatte und gleichmäßig die Tverskaja hinabtrottete, fragte Frank den Kutscher, ob er Kinder habe. Seine Frau und die Familie wohnten nicht bei ihm, antwortete der Kutscher, sondern in Rovik, seinem Heimatdorf, während er hier Geld verdiente. Wie viele Kinder? Zwei, aber beide waren in Rovik gestorben, als die Cholera kam. Seine Frau hatte nicht genug Geld oder nicht genug Verstand, ein Papier zu kaufen, das bescheinigte, sie wären an etwas anderem gestorben; darum mußten sie auf dem Pestfriedhof begraben werden, und keiner wußte, wo das war. An diesem Punkt der Erzählung lachte er unmotiviert.

»Warum schickst du nicht nach deiner Frau, daß du Gesellschaft hast? «

Der Kutscher antwortete, Frauen seien bloß gesellig mit anderen Frauen; sie seien füreinander gemacht und redeten den ganzen Tag zusammen. Nachts seien sie zu müde und für nichts zu brauchen.

»Aber wir sind nicht zum Alleinsein gemacht«, sagte Frank.

»Aber im Leben kommt's anders.«

Sie mußten hinter dem Bahnhof halten, am Güterbahnhof. Der Kutscher war keiner von den Geschäftstüchtigen, er hatte keine Genehmigung, am Haupteingang zu warten.

»Ich bin bald wieder da«, sagte Frank und gab ihm Geld